



UND DOCH

Samstag, 8. November 2014 – La Mauricie (Kanada) beim Lac du Pimbina

46.753299,-72.850035

Mit einem metallischen Sirren saust ein bräunliches Vögelchen an meinem Kopf vorbei, setzt sich kurz auf einen kahlen Ast, fliegt weiter zu einem bemoosten Felsen, landet, duckt sich, duckt sich tiefer, ist verschwunden. Ähnlich scheint sich alles hier niederzulegen für den Winter, der sich da und dort schon angekündigt hat, sind doch die Ufer der Seen leicht angefroren, die Blätter in mancher Kuhle vereist.

Nichts hier wärmt den Blick. Der Himmel ist ein gräuliches Laken, in dem die müde Sonne wie ein Urinfleck sitzt. Der Wind kommt von allen Seiten, es ist als krieche er um die Bäume, als ändere er ständig seine Richtung. In der Krone einer Birke klappern noch leise die letzten Blätter. Eine Tanne ist von einem schroffen Felsen in den Abgrund gestürzt, kraftlos hängen ihre Äste auf ein

Buschgerippe herab, die Nadeln verlieren allmählich ihr Grün. Das Wasser in den Seen wirkt unbewegt, schwer wie Öl, selbst das Gurgeln der Flüsse klingt verhalten. Es riecht nach feuchtem Laub, nach Erstarrem, nach altem Leder. Aus der Ferne dringen eigentümliche Geräusche an mein Ohr, brüllt da ein Tier, ein Mensch?

Eigentlich ist der Nationalpark bereits geschlossen. Und vielleicht sollte ich gar nicht hier sein, denn La Mauricie ist Schwarzbärenland. Diese Tiere sind zwar etwas kleiner und scheuer als ihre Brüder, die gefürchteten Grizzlybären, doch sollen sie im Moment «assez affamé» sein, wie es der Besitzer des Bed & Breakfast ausdrückte, in dem ich die letzte Nacht verbrachte.

Trotz der Kälte und trotz der Gefahr, hier zur Delikatesse für Bären zu werden, fühle ich mich



außerordentlich heiter, ja überschwänglich. Ich hüpfte den Weg entlang, balanciere über Baumstämme, wippe auf Ästen hin und her, klettere einem Eichhörnchen nach, als wäre das ganze Gelände hier ein großer Spielplatz. Es ist eine Freude, die mir gleichzeitig extrem simpel und genauso kompliziert vorkommt, mir ist als hätte ich mich eben selbst erfunden und wäre dabei doch wohl behütet. Ich springe von Stein zu Stein durch das Bett eines Flusses, bis mich endlich der Gedanke einholt, wie schnell ich mich hier schwer verletzen könnte, gäbe nur ein Brocken etwas nach, bliebe ich an einem Ast hängen, glitte mein Schuh von einer moosigen Fläche ab.

Ich bleibe also auf einem sicheren Plätzchen stehen, bringe mich zu Ruhe, bringe mich zu Vernunft. Ich weiß, wie klein ich mich fühlen sollte in dieser großen Natur, wie unbeholfen ich sein kann, was für ein Grünschnabel ich bin. Ein paar Meter vor mir liegt ein Baumstamm quer über dem Fluss. Schon sehe ich mich über diese Brücke balancieren, das Gleichgewicht verlieren, stürzen... Und ich weiß doch, dass ich es tun muss, um mir den Zugang zu der Freude nicht zu versperren, die immer noch in meinen Gedärmen brennt.

Diese ursprüngliche Version dieser Episoda entstand in Zusammenhang mit einem kurzen Videoclip, abrufbar auf <https://vimeo.com/496993359>